Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 16 (1960)

Artikel: Berichte aus Amerkika
Autor: Herz, Valerie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-961341

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nung sowohl inhaltlich (wegen des Wachstums der Erdfrucht) als auch nach der Tradition der Bibel selbst (wegen Jos. 5, 11) am besten für die Passazeit. Die Diaspora konnte zum Verständnis des ursprünglichen Zusammenhanges der Passaliturgie mit dem Lande nicht mehr zurückfinden. Sie vermochte dabei nur dem Sehnen nach dem Lande und seinem Wiederaufbau Ausdruck zu geben. Es ist darum erklärlich, daß mancherlei andere Erklärungen für das symbolische Essen von Erdfrucht aufkamen, indem man zum Beispiel das Essen von Karpas mit dem Essen von Maror zusammenstellte oder in neuerer Zeit es mehr rationalistisch zu erklären versuchte und es mit dem Essen der Vorspeise *(gustus)* des römischen Mahles identifizierte (wie dies anscheinend D. Goldschmidt tut). Wenn unsere Schlußfolgerungen richtig sind, so kommt dem Essen von Erdfrucht zum Passafest im heutigen Lande Israel eine neue Bedeutung zu, die wieder die uralte biblische ist: es bedeutet die Anerkenntnis Gottes als Geber des Landes, seines Bodens und seines Ertrages.

BERICHTE AUS AMERIKA

Bericht I

Sonntag, den 3. April 1960, fand im «Auditorium» des «Magnin-Tempels», der größten Synagoge in Los Angeles, ein hochinteressanter Vortragsabend statt: Mr. Benjamin R. Epstein, der Direktor der Anti-Diffamations-Liga für die Vereinigten Staaten, erstattete einen Bericht über seine Reisen nach Deutschland, Italien und Holland. Reisen, die er unternommen hatte, um die Hintergründe der neu aufgeflammten antisemitischen Vorfälle aufzuklären. Wenn ihm dies auch natürlich nicht ganz gelungen ist, so wurden doch durch die besonders lebhafte, ja plastische Art der Beschreibung durch den Vortragenden so manche Lichter auf diese dunkle und traurige Angelegenheit geworfen.

Mr. Epstein begann mit der Feststellung, daß seine Reise nach Deutschland eigentlich schon im Jahre 1935 begonnen habe — und daß sein jetziger

Aufenthalt sozusagen die Fortsetzung jener Reise darstellt.

Damals war Epstein nämlich Student gewesen, und sein Hauptfach war Germanistik. Er war — und ist wohl noch — ein Verehrer Goethes, Nietzsches und Hölderlins, und für ihn — wie für Tausende Europäer jener Zeit — waren diese großen Geister die Repräsentanten des deutschen Volkes. So war der damals junge Mann glücklich, als er ein Stipendium erhielt, das es ihm ermöglichen sollte, in jenem Lande ein Jahr zu studieren. Es sollte an der Universität München sein, und er sollte sich an den damaligen Leiter der Austausch-Kommission, Herrn Fritz Baecker, wenden. Knapp vor Antritt seiner Reise wurde der Student zu seinem Dekan gerufen, der ihm mitteilte, daß dies letztere unmöglich geworden war, denn — man hatte Fritz Baecker im Walde aufgefunden — mit einer tödlichen Kopfwunde! «Auf der Flucht erschossen!» Der Dekan bestand darauf, Epstein habe die Reise zu verschieben. Ein Jahr später, so nahm er an — würde sich die Stimmung in Deutschland vielleicht beruhigt haben (!). Das war 1934.

Wie wir alle leider ja nur zu gut wissen, war dies nicht der Fall.

Trotzdem trat der Amerikaner ein Jahr später die Reise an und war nun zwölf Monate hindurch Zeuge des Lebens unter Hitler.

«Ich habe nie *gesehen*, wie jemand ermordet wurde; *nur* die furchtbaren Verschickungen, die dazu führten. Und trotzdem — dabei erhob der Vortragende seine Stimme, in der noch bei der Erinnerung an diese Atmosphäre ein Schauer zitterte —, wer *jemals* unter Hitlers Diktatur gelebt hat (und ich glaube, unter meinen Zuhörern befinden sich solche Menschen), dem brauche ich diese Atmosphäre nicht zu beschreiben; wer aber *niemals* so gelebt hat, dem *kann* ich sie kaum beschreiben.»

Und Epstein schildert, wie sich die Diktatur *überall* bemerkbar machte; wie sie überall hineinsickerte, wie alles überwacht wurde: Zeitungen, Radio, Theater, sogar die Telephongespräche; nicht nur das öffentliche, sondern auch das Privatleben — und wie keiner dem andern traute. Alles Dinge, die uns leider nichts Neues sind. Doch die amerikanische Zuhörerschaft, die sich außerordentlich zahlreich eingefunden hatte,

lauschte entsetzt und gebannt... Und dann schilderte Epstein seine Eindrücke bei seinem *jetzigen* Besuch. Er trifft einen Mann wieder — Max Brauer — der, bei der Machtübernahme Hitlers, obwohl Nicht-Jude, seinerzeit nach Amerika geflohen war, da er als Gegner des Hitler-Regimes für sein Leben zu fürchten hatte. Dieser Mann war damals im Bureau der Anti-Diffamations-Liga erschienen und hatte gebeten, man möge ihm helfen, sein Brot zu verdienen. Er war Bürgermeister von Hamburg gewesen, und also in sehr exponierter Stellung. Es wurde eine Abmachung getroffen, daß Brauer bezahlte Vorträge halten sollte, und so war ihm die Möglichkeit gegeben, die ärgsten Jahre zu überdauern. Obwohl Brauer inzwischen amerikanischer Bürger geworden war, zog es ihn nach Beendigung des Krieges nach Deutschland zurück, wo er «am Aufbau einer neuen Demokratie mitarbeiten» wollte. Nun trafen die beiden Männer einander wieder, und die Begrüßung war sehr herzlich zwischen dem amerikanischen Juden, Vertreter der B'nai Brith (von der die Anti-Diffamations-Liga ja nur ein Arm ist) und dem Deutschen, der nun wieder Bürgermeister von Hamburg ist. Brauer wollte die seinerzeitige Gastlichkeit vergelten, und in einem eleganten Mercedes-Benz fuhr man in ein Restaurant. Als man dort beisammensaß, sprach man lange über viele Fragen, über die der Amerikaner von dem Deutschen Aufklärung zu erlangen hoffte. Das Fazit dieser Unterredung scheint wohl in dem Ausspruch Brauers zu liegen, den der Vortragende wörtlich zitierte: «Es wird noch viel, viel Zeit vergehen müssen, wahrscheinlich mehrere Generationen hindurch, ehe das vom Nazi-Regime eingepflanzte Gift der Hitler-Mentalität sich ganz verflüchtet haben wird...» Was die kürzlich erfolgten Hakenkreuz-Schmierereien betrifft, die Tatsache, daß der Antisemitismus wieder sein schmutziges Haupt erhob, was in der ganzen Welt so trauriges Aufsehen erregte, so hat Epstein natürlich mit verschiedenen prominenten Deutschen darüber ausführlich gesprochen. Es wurde immer wieder betont, es handle sich bezüglich der Täter um eine Minderheit und meist um Jungens unter 16 Jahren — was mir persönlich nicht als eine Entschuldigung, sondern eine noch größere Gefahr erscheint. Denn bei diesen Jungen handelt

es sich um die nächste Generation, um die nächste Zukunft Deutschlands. Es wurde übrigens immer wieder angeführt, daß an der Protestkundgebung gegen die antisemitischen Ausschreitungen rund 30 000 Deutsche teilgenommen hätten. Herr von Brentano habe gesagt, er schäme sich für Deutschland. Nicht so sehr dessen, was man außerhalb denke, sondern dessen, was innerhalb geschehen ist. —

Epstein besuchte auch das Todeslager Auschwitz und war, wie jeder Jude, nein — wie jeder *Mensch* — auf das tiefste erschüttert. Es machte einen geradezu furchtbaren Eindruck auf ihn, als man ihm jene «Bücher» zeigte, die fein säuberlich, in endlosen Kolonnen angeordnet, die Namen der Millionen Gemordeten zeigen! Ein Musterbeispiel der vielgerühmten deutschen «Ordnung und Gründlichkeit»!

Von Dr. Adenauer erzählte man, daß er als Judenfreund oft angegriffen wurde. Neben den Inschriften «Juden raus», konnte man auch solche sehen, die «Adenauer raus» schrien... Im übrigen wurde dem Amerikaner mehrere Male die Behandlung der Negerfrage in den Vereinigten Staaten vorgehalten, wenn auch in einer verhältnismäßig konzilianten Form. Zum Beispiel wurde gesagt, trotz der Tatsache, daß Amerika schon so lange eine Demokratie sei, könne auch dort keine Lösung für jenen Teil der Bevölkerung gefunden werden.

* * *

Hochinteressant waren noch die Schilderungen mehrerer hervorragender Persönlichkeiten in andern Ländern, die Mr. Epstein in so lebhaften Farben schilderte, daß man sie förmlich vor sich sah. In New York zum Beispiel sprach er mit Premierminister Ben Gurion, der dort zu Besuch weilte. Und als unter anderm die Handelsbeziehungen Israels mit Deutschland zur Sprache kommen (womit viele Juden natürlich nicht einverstanden sind), sagte Ben Gurion: «Ich würde mir die Augen ausweinen, könnte ich damit die 6 Millionen von den Nazis Dahingemordeten wieder lebendig machen. Aber das ist leider nicht möglich. Und — das war *gestern*. Wir aber müssen realistisch sein und an das *Morgen* denken.

* * *

In Rom, als die Männer vom Papst empfangen wurden, kün-

digte der päpstliche Würdenträger sie mit folgenden Worten an: «Unsere Freunde von der B'nai B'rith!» Dann erschien Seine Heiligkeit, Papst Johannes XXIII., in großem Ornat in der unbeschreiblich prunkvollen, weiß-goldenen Bibliothek des Vatikans und begrüßte die Gäste auf das freundlichste. Diese drückten ihre tiefste Dankbarkeit aus für den Schutz und die große Hilfe, die der Papst seinerzeit, als er noch Nuntius in Bulgarien war, den vielen jüdischen Kindern zuteil werden ließ, als sie von Nationalsozialisten verfolgt worden waren. Und auch für die edelmütige Geste, in dem Gebet für die «ungläubigen» Juden das Wort «perfid» — wie es jahrhundertelang hieß — eliminiert zu haben. Der Papst erwiderte darauf, wenn jetzt viele von den einst geretteten bulgarischen Kindern als Erwachsene mit ihren Familien zu ihm kommen, sei er für seine damalige Hilfe reichlich belohnt. Die Eliminierung der Worte «perfide Juden» sei ihm ein Bedürfnis gewesen. «Ihr, vom Alten Testament, und wir vom Neuen, dienen, jeder in seiner Weise, Gott...» Ein wundervoller Standpunkt.

* * *

Das holländische Königspaar empfing die Abgesandten der B'nai B'rith so, wie bürgerliche Freunde es *auch* getan hätten. Die Königin verwickelte Mrs. Epstein sogleich in ein Gespräch über die Erziehung ihrer beiderseitigen Töchter. Prinz Bernhard und Mr. Epstein besprachen bei einem gemütlichen «Drink» so manche ernste Probleme. Unter anderm sagte der Prinz: «Bei uns in Holland werden die Juden als ein Bestandteil der Bevölkerung betrachtet und niemals als ein Fremdkörper. Wir sind uns dessen bewußt, daß sie auf allen Gebieten zum Gedeihen unseres Landes Wertvolles beigetragen haben.

* * *

Zum Schluß noch eine kleine Episode, die sowohl Mr. Epstein als auch die Zuhörer tief beeindruckte: Seine Begegnung mit Otto Frank, dem Vater der Anne Frank in Amsterdam. Er zeigte dem Amerikaner das Haus, von welchem aus die kleine große Heldin von der Gestapo abgeholt und zum Tode geführt wurde. Vor dem Hause stand ein *japanischer* Junge. Er hielt das Tagebuch der Anne Frank in der Hand und blickte mit traurigen Augen zu dem

verhängnisvollen Haus empor. Dieses Tagebuch, in das die kleine Anne geschrieben hatte: «Ich kann nicht in einer Welt leben, in der es keine Hoffnung gibt. Und darum — trotz *allem* — *glaube* ich an die Güte des menschlichen Herzens.» (!)

Der fast siebzig Jahre alte Vater, Otto Frank, verwendet den größten Teil des Geldes, das ihm aus dem nun weltberühmten Tagebuch, aus der Bühnen- und aus der Filmfassung zufließt, zu wohltätigen Zwecken, vor allem zur Errichtung eines *Jugendheims* in Amsterdam, wo junge Menschen *ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität* miteinander leben und einander verstehen lernen sollen.

«Gelingt es mir, dieses Einander-Verstehen zu erreichen, das mein Ziel ist — so werde ich fühlen, daß meine kleine Anne nicht vergeblich gestorben ist», sagte Otto Frank in milder Resignation, aber nicht ohne Hoffnung.

Bericht II

«Warum ich nicht den Shylock spiele»

Vor kurzem wurde hier bekannt, daß der berühmte Schauspieler *Orson Wells* sein Auftreten als Shylock in Shakespeares «Kaufmann von Venedig» abgesagt hat, das in diesen Wochen in London hätte stattfinden sollen. Die Gründe, die ihn zu diesem Entschluß veranlaßt haben, legt der Künstler folgendermaßen dar:

«Mein ganzes Leben lang habe ich mir gewünscht, den Shylock zu spielen, und mein ganzes Leben lang hat ein Mensch namens Hitler es mir unmöglich gemacht. Anstatt jetzt hier zu sitzen und dies zu schreiben, sollte ich in London im «Kaufmann von Venedig» auftreten. Aber — in Köln ist etwas geschehen, was mich veranlaßte, meine Pläne zu ändern. Ein Wort wurde an die Tür einer Synagoge geschrieben, und in der ganzen Welt verdunkelte Abscheu und Empörung diese Tage. Überall brachen diese Schmierereien nun aus wie der bösartige Ausschlag einer Krankheit. Wir sagten uns, daß ein Mensch, der schmutzige Worte auf Kirchen und Grabmäler schreibt, ein bedauernswerter Psychopath sei. Aber als die Pest wuchs, erinnerten wir uns, daß Jahre hindurch solch ein bösartiger Psychopath der Herr Europas war. Jedes anständige

Mitglied der menschlichen Familie hofft und betet, daß dieses Fieber nur oberflächlich und unbedeutend sein möge... Ganz gewiß sind meine Theaterpläne ganz und gar unwichtig, und ich gebe keinen Augenblick lang vor, daß ich einen tapferen Schwertstreich tue; es ist nicht einmal ein winziger Streich mit der flachen Hand, wenn ich nicht den Shylock spiele; aber vielleicht sind die *Gründe* wichtig, die mich dazu zwingen und die an *Dinge* rühren, die wichtig sind...»

Und dann sagt Orson Wells, daß die Maske, in der er als Shylock auftreten müsse, geradezu «Hitlers Handelsmarke» gewesen sei. Es sei nun einmal so, daß «jene seltsamen Wesen», die man Filmstars nennt, ob sie nun erfolgreich seien oder nicht, in illustrierten Zeitungen usw. auf Tausenden von Bildern so ziemlich überall in der Welt gezeigt würden. Und in diesem Falle widerstrebe es ihm in tiefster Seele, diese Vorstellung eines Ghetto-Juden wieder wachzurufen. Wenn auch der Schauspieler, der als solcher «zurechtgemacht» ist, *nicht* zu jenen gehöre, die des Nachts Häßlichkeiten auf Gotteshäuser kritzeln. Hätte Wells, der Christ und geistvolle Schauspieler, den Shylock dargestellt, hätte er seinem Publikum vielleicht die tieferen Hintergründe klar gemacht, die den «Kaufmann von Venedig» zu jener Härte und grausamen Unerbittlichkeit geführt haben: Tausende von Herabsetzungen und qualvolle Demütigungen und Verfolgungen, Jahrhunderte hindurch — wie es schon Nietzsche als Beweggründe so mancher «Shylocks» im *Leben* hatte. Wells hätte es vielleicht irgendwie begreiflich gemacht, daß jener «Kaufmann von Venedig» nun einmal *seine* Macht zeigen wollte und seine Rache. Aber Wells findet, der jetzige Augenblick sei — wegen all der Nebenreaktionen, die diese Aufführung herbeiführen könnte — nicht der geeignete. Es scheint — so meint er —, daß es noch immer Leute gibt, die wieder mit dem Bau von Ghettos beginnen möchten — es sind Menschen mit Stacheldraht im Herzen. Denen will er nicht «helfen», sie daran zu erinnern. Und darum — so sagt der große Künstler und vornehme Mensch Orson Wells — sollte der Shylock mit seinem jüdischen Gabardinegewand, seinen Golddukaten und seinem Pfund Fleisch im Bücherschrank bleiben. *So* lange,

bis alle Kirchenmauern wieder sauber sind — und mit Sicherheit sauber *bleiben*.

«Vor nicht allzu langer Zeit sind sechs Millionen Juden ermordet worden!», schließt er seine Ausführungen. «Ich glaube zu ahnen, was Shakespeare gefühlt hätte, wüßte er das. Ich wünschte, er wäre am Leben, um *diese* Geschichte zu schreiben...»

Valerie Herz
Los Angeles, Kalifornien

DIE JUDENFRAGE IM SPIEGEL DER DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR DER LETZTEN JAHRE (1950—1958)

Von Gerhard Jasper, Bethel-Bielefeld

(1. Fortsetzung)

II. Die Katastrophe des Judentums im Dritten Reich und ihre Folgen

Hitler wird oft der «eigentliche Gründer des Staates Israel» genannt. Tatsächlich würde ohne das furchtbare Geschehen im Dritten Reich seine Gründung wohl nicht so bald erfolgt sein. Eine reiche Literatur bezeugt uns, vor welch tiefen Abgründen die unbegreifliche und unfaßbare Unmenschlichkeit der Parteiführer vornehmlich die Juden stellte, daß sie in ihrer völligen Vernichtung einzig die «Endlösung der Judenfrage» sahen.

Es seien zunächst jene Bücher angeführt, die Tatsachenberichte und Dokumentensammlungen bringen. Es ist «natürlich», der Versuchung Raum zu geben, die grausigen Ereignisse aus unserem Bewußtsein zu eliminieren, da sie uns überaus schwer belasten. Doch zumal wir als Vertreter der Kirche müssen den Mut aufbringen, uns den schweren Fragen zu stellen, die mit der Ausrottungspolitik des Dritten Reiches gegenüber den Juden uns aufgegeben sind. Es ist schon eine schwer tragbare Last, sich mit den Fragen auseinanderzusetzen, die mit der ehemaligen Existenz der Konzentrationslager uns aufgegeben sind. Aber sie werden überschattet und vertieft, wenn wir uns die von Hitler gewollte «Endlösung» der Judenfrage vor Augen halten.